



Mira Magén

Schmetterlinge im Regen

Roman

Aus dem Hebräischen
von Mirjam Pressler

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Mira Magén
sind im Deutschen Taschenbuchverlag erschienen:
Klopft nicht an diese Wand (12967)
Schließlich, Liebe (13201)
Als ihre Engel schliefen (24532)



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1298
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Deutsche Erstausgabe
September 2007
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
www.dtv.de
© by Mira Magén
Worldwide Translation Copyright
© by The Institute for the Translation of Hebrew Literature
Titel der hebräischen Originalausgabe:
»Parparim Be-Geschem«
[Keter Books, 2005]
© 2007 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Picture Press/Graphistock/Lisa Spindler
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Berling 10,2/12,75
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24596-8

Für Schmulik, für seine leuchtende Seele,
sein sehendes Herz
und für seinen Geist, der seine Grenzen überwindet.

Erstes Kapitel

Die lilafarbenen Ohrringe. Sie flackerten im zitternden Glanz, den sie verursachten. Wenn sie sie noch trägt, wird er sie sofort erkennen. Sie waren einfach und durchsichtig wie ein Regentropfen auf einer Lilie. Der Glasbläser, der sie für sie gemacht hatte, schwor damals, dass sie die besten seien, die seine Hände je gefertigt hätten.

In drei Tagen wird sie da sein. Sie hatte die Flugnummer nicht angegeben und auch nicht, von welchem Erdteil sie kommen würde. »Hallo, hier spricht Eva, deine Mutter.« Viele Zigaretten hat sie wohl seither geraucht, die Stimme auf dem Anrufbeantworter war tiefer und heiserer als die, an die er sich erinnerte.

Er bremst das Auto da, wo die Feuchtigkeit den Sand fest werden lässt, direkt vor der Wasserlinie, steigt aus und beginnt zu laufen. Er betrachtet die atmende Brust des Meeres, das Steigen und Sinken der Wellen. Eliane würde dem dumpfen Grollen misstrauen, sie würde fürchten, dass etwas passieren könnte, sie würde den Mantelkragen hochschlagen, um ihren Nacken zu schützen. Gut, dass sie sich ihm nicht angeschlossen hat. Dass sie ihn hat gehen lassen und vor ihrem leeren Glas sitzen geblieben ist, die Finger um den Glasstiel gelegt. Er hat ihr nichts versprochen, nichts über das Nichts hinaus, das er schon gehalten hatte. Er hat sie be-

trachtet und gedacht, wenn sie alt wird, wird sie schöner sein, war aufgestanden und auf die Tür des Restaurants zugegangen, und ihre Finger, die den Stiel des Glases umklammert hatten, hatten ihn gerührt. Sie würde ohne ihn alt werden, hatte er gedacht, während er das Restaurant verließ. Wäre er ein Filmregisseur, so hätte er diesen Moment inszeniert. Er hätte den Rücken der Darstellerin aufgerichtet, er hätte ihre eine Wange beschattet und ihre Finger um ein Glas gelegt. Ja, er ist sicher, sie würde mit dem Alter schöner werden, und trotzdem würden sie beide getrennt alt werden.

Er lässt die Gedanken schweifen, geht langsam an der Wasserlinie entlang und sagt sich, dass dies die Zeit sei, die Dinge zu sortieren und sein Leben zu ordnen. Er bückt sich zum Sand, hebt eine Muschel hoch, wirft sie ins Wasser und denkt, Blödsinn, man kann seine Seele nicht aufräumen, die Seele ist keine Strumpfschublade, und Gefühle lassen sich nicht nach Größe und Farbe sortieren. Wie soll man Reue, Abneigung, Sehnsucht, Begierde und Abscheu auseinanderhalten? Er pfeift eine alte Melodie und sagt sich, er wird jetzt nicht über das nachdenken, was er morgen oder übermorgen tun will, er wird auch nicht über Eliane oder andere nachdenken, er wird es dem Wind und den Wellen überlassen, mit ihm zu tun, was sie wollen. Er beugt sich nieder, um eine üppige Alge zu betrachten, die an den Strand gespült worden ist, dann tritt er sie zurück ins Wasser und denkt, wie gut es ist, dass der Strand menschenleer ist und niemand ihn ablenkt. Aber er irrt sich. Eine Frau und ein Junge kommen ihm entgegen, gehen an ihm vorbei und ziehen, als sie ihm schon den Rücken zugekehrt haben, ihre Schatten hinter sich her. »Wovor hast du Angst, mein Schatz? Warte, bis du groß bist«, sagt die Frau und lacht, und ihr Ellenbogen hebt sich, ihr Ärmel rutscht zurück. Ihre Hand befindet sich auf der Höhe ihres Gesichts, sie bedeckt damit ihren Mund. Der Junge schaut sie an und schweigt. Er zieht einen dünnen Zweig hin-

ter sich her, und der Zweig verletzt ihren Schatten; zieht einen dünnen Strich hindurch. Sie entfernen sich und werden kleiner, und der Strich hinter ihnen wird länger.

Es ist nicht viel passiert, fast nichts, ein vom Wind aufgewehter Ärmel und eine schmale Hand, die sich auf einen lachenden Mund gelegt hat. Das ist alles. Und der Zeitstreifen ist zerrissen. Das Meer ist schwer und dunkel, der Sandstreifen zu seinen Füßen von einem metallischen Grau, als hätte man den Sand mit einem Eisenband beschlagen. Da hast du's, denkt er, eine kleine Handbewegung, und der Rhythmus deiner Schritte wird unterbrochen. Nur eine fremde, schmale Hand, und schon rollt sich der Teppich der Zeit vor dir auf, der die Abdrücke deiner Füße bewahrt hat: die Schuhe eines erwachsenen Mannes, die Boots eines Jugendlichen, die Sandalen eines Kindes und die Abdrücke nackter Babyfüßchen.

Auch damals hatte es Gespräche über Angst gegeben. Auch damals hatte eine Frau die Hand auf den Mund gelegt, um ihr Lachen zu verbergen. Seine Mutter.

Sie putzte Treppenhäuser, er folgte ihr von Haus zu Haus und wartete auf der untersten Stufe auf sie.

»Wenn sie Angst haben, sind sie genau wie wir«, sagte sie, wrang den Lappen aus und wischte damit die Ritzen zwischen den Stufen sauber, entfernte Zigarettenkippen, Papierfetzen, Essensreste und andere Lebenszeichen, die von denjenigen, die die Treppe hinauf- oder hinuntergegangen waren, fallen gelassen worden waren. »In der Angst sind alle gleich.« Sie warf den Lappen in den Eimer, streckte einen Fuß aus und spreizte die Beine über der nassen Stufe.

Du hättest ihm nichts von ihrer Angst zu erzählen brauchen, damit er lernt, dass es auf der einen Seite sie gibt, auf der anderen Seite uns. Er wird es schon noch erfahren. Du hättest überhaupt nicht von Angst sprechen müssen. Auch ohne den Hund von Familie Baumann, der auf ihrer Schwelle

seine spitzen Zähne fletschte, wusste er, was Angst ist, und auch ohne den Professor, der seine Tür öffnete und vor dem Hund zurückwich und sich in seine Diele verkroch, wusste er, dass Angst den, der Angst hat, zurücktreibt und ihm eine Gänsehaut verursacht.

»Professoren haben genauso viel Angst wie wir«, sagte sie. Und er, auf der untersten Stufe, presste seine knöchigen Knie zusammen und wünschte sehnlichst, sie würde leiser sprechen, ihre gespreizten Beine zusammenfügen, sich über den Eimer beugen und endlich die nächste Stufe putzen.

»Glaubst du etwa, dass diese Universitäten ihnen die Angst nehmen? Ein Angsthase bleibt ein Angsthase, auch wenn er Professor wird. Und ein Hund bleibt ein Hund.« Ein leises Rascheln kam vom Efeu, der die Hauswand bedeckte. Er wollte den Efeu hören, er wollte, dass sie ihre Beine und ihren Mund schloss und sich an die nächste Stufe machte. Eine große Hand packte das Halsband des Hundes und zog ihn in die Wohnung zurück, Baumanns Tür knallte vor dem wütenden Tier zu, und die Tür des Professors ging wieder auf.

Sie zog ihren Fuß zurück, der dem Professor den Weg versperrte. Ihr Schuh hinterließ einen Streifen quer über die nasse Stufe. Sehr langsam machte sie dem Professor den Weg frei, dem Jungen gelang es nicht, ihr Gesicht zu sehen, nur ihre Hand, die sie vor den Mund legte, und er wusste, dass sie lachte. Der Professor, korrekt gekleidet und aufrecht, wartete darauf, dass sie den Fuß wegzog, ging die Stufen hinunter, nickte ihr kurz und knapp zu und ging dann an dem Jungen vorbei, ohne ihn zu beachten. Und wirklich, warum hätte er einem Jungen zunicken sollen, der gerade mal sechs war und zaundürr. Der Junge lauschte sowieso auf den Efeu, hörte, wie der Wind in den Blättern raschelte, trockene Blätter abriss und in den Rinnstein wehte.

»Die Universitäten sorgen nur dafür, dass sie einen ge-

geschwollenen Kopf bekommen. Das Herz bleibt gleich. Ein verschrumpeltes Herz bleibt verschrumpelt, mit oder ohne Universität«, sagte sie und beugte sich über den Eimer, wrang den Lappen aus und putzte die nächste Stufe. Und er lockerte seine zusammengepressten Beine und dachte: Verschrumpelt? Was ist ein verschrumpeltes Herz? Er zeichnete mit einem Finger ein asymmetrisches Herz auf das Geländer, eine Seite rund und die andere gequetscht und nach innen gedrückt. Er fragte sich, ob sein Herz verschrumpelt war, strich über seine rechte Brustseite, dann fiel ihm ein, dass das Herz links war, und links ist auf der Seite, wo sein kleiner Finger krumm ist.

Zum Beispiel das Wort Angst. Hatte er erst die Angst gekannt und dann das Wort, oder war es genau umgekehrt? Was spielt es für eine Rolle, beides hatte er früh erfahren, noch bevor seine Mutter Fußböden putzte und sagte: »Siehst du, Schätzchen, ich werde das sein, was ich sein will.« Sogar bevor sie Perlen auf eine Nylonschnur zog, die Ketten auf ein Holzgestell hängte und auf der Straße verkaufte. Er konnte das Wort Schätzchen nicht ertragen. Wenn sie ihn »Schätzchen« nannte, verkrampften sich seine Kiefer. Ihr »Schätzchen« verkündete, dass ein neuer Sturm bevorstand, dass er seine Schnürsenkel binden, den Mantel zuknöpfen und sich auf den Weg machen musste. Jedes Mal, wenn das Leben von ihr eine Entschuldigung oder eine Erklärung verlangte, ließ sie ein »Schätzchen« los, um ihn zu besänftigen und zu versöhnen, besonders an Tagen, an denen eine fremde Zahnbürste im Badezimmer stand und ein Handtuch dort hing, das einen fremden Geruch verströmte. An normalen Tagen nannte sie ihn Adam, und wenn sie traurig war, nannte sie ihn mit dem Namen, den sie ihm bei seiner Geburt gegeben hatte, Urija. Als er sie fragte, warum Urija, sagte sie: »Das ist aus dem Lied: Uri werde ich ihn nennen, mein Uri.« Und als er fragte, warum Adam, sagte sie: »Du bist in meiner kosmo-

politischen Phase geboren, ich wollte, dass du einen Namen hast, der zu allen Orten der Welt passt.« Er fragte nicht, was ihre kosmopolitische Phase war, er begnügte sich damit, dass sein Name zu allen Orten der Welt passte. Bei dieser Gelegenheit hatte sie sich auch selbst einen Namen zugelegt, der zur ganzen Welt passte, nämlich Eva. »Als du geboren wurdest, habe ich den Namen Chawa abgelegt«, sagte sie. Aber Mama Ruth hatte sie weiterhin Chawale genannt, und ohne die Stummheit, die sie befallen hatte, hätte sie es bis zu diesem Tag so gemacht. Doch auch bevor sie die Sprache verlor, hatte Mama Ruth nicht viel über sie gesprochen, und im Laufe der Zeit hatte sie aufgehört, ihren Namen zu nennen und anzufangen, nur noch »Die-da« zu sagen.

In drei Tagen wird Eva, Chawale, Die-da, oder wie man sie auch nennen will, zurückkommen. Und er hat noch nicht entschieden, ob er zum Flughafen fahren wird, um sie abzuholen. Er hat Eliane nichts erzählt, er hat getan, als wäre nichts. Hätte er es ihr erzählt, hätte sie ihn gedrängt, zu fahren. Natürlich fährst du hin. Dieses verdammte Fragezeichen hängt dir seit fünfundzwanzig Jahren über dem Kopf, es wird Zeit, eine Antwort zu bekommen. Oder vielleicht hätte sie, nach einem tiefen Schluck aus ihrem Weinglas, gesagt, warum solltest du fahren? Fünfundzwanzig Jahre lang hat sie nichts von dir wissen wollen, was ist auf einmal los mit ihr, ist sie krank? Einsam? Wird sie alt? Braucht sie Hilfe? Soll sie sich doch an ihre Freunde halten! Eliane wäre wütend geworden, hätte ihn am Ärmel gepackt und ihn aus seinen Gedanken gerissen. Sag mir, wie geht das, wie kann eine Mutter ihren zehnjährigen Sohn zurücklassen und sich fünfundzwanzig Jahre lang nicht um ihn kümmern? So eine gehört in eine geschlossene Anstalt oder hinter Gitter. Kapiert doch, Adam, sie hat dir das Leben versaut . . .

Vor einer Stunde hatte er Eliane gegenübergesessen, im

Restaurant, hatte in seinem Kopf die Sorgen sortiert, sich in sie vertieft und geschwiegen.

»Trink, warum trinkst du nichts?«, hatte sie gefragt, und auch diesmal bedrängte sie ihn und wollte wissen: »Nun, wie wird es mit uns weitergehen?« Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, so dass zwischen ihnen eine tiefe Falte entstand. Er betrachtete ihren gespannten Hals und dachte: Neunundzwanzig. Eva war zehn Jahre jünger gewesen, als sie ihn bekam, sich ein Tuch um die Brust hängte und mit ihm auf die Straße ging und Ketten aus Glas- und Plastikperlen, die sie auf Nylonfäden aufgezogen hatte, verkaufte, während er über ihren kleinen Brüsten schaukelte. Wenn sein Weinen aus dem Tragetuch drang, entblößte sie ihm eine Mädchenbrust und sang ihm ein Wiegenlied auf Englisch. Das hatte ihm Mama Ruth erzählt. »Auf Englisch hat sie dir vorgesungen, als hätten wir nicht genug eigene Lieder«, murrte Mama Ruth und machte eine verächtliche Handbewegung, um ihre Worte wegzuwischen, denn was waren englische Lieder gegen ihr großes Unrecht. Eva, Chawale, Die-da oder wie auch immer, war gerade mal neunzehn, als sie dem kleinen Adam das Leben schenkte und sich einen Mühlstein von zwei Kilogramm um den Hals hängte. Zehn Jahre hielt sie durch, bis sie unter der Last zusammenbrach, ihn im Stich ließ und sich nicht mehr um sein Schicksal kümmerte. Sie verschwand und hinterließ ihm einen beschädigten Schmetterling aus Glas, einen jener Schmetterlinge, die sie, auf Nylonschnüre gezogen, auf der Straße verkaufte und deren Preis sie erhöhte, wenn sie in der Sonne glänzten, und die sie billiger machte, wenn die Sonne unterging. Einen Moment, bevor sie aus seinem Leben verschwand, gab sie ihm einen Schmetterling mit abgebrochenen Fühlern und einem zerstoßenen Auge, und als er sie fragte, ob der Schmetterling je gesund werden würde, sagte sie: »Wenn er es sich stark genug wünscht, wird er gesund werden.«

Nachts versteckte er den Schmetterling unter dem Kissen, und morgens musste er feststellen, dass der Schmetterling nicht genug gewollt hatte, sein Auge war nicht aufgegangen und die Fühler nicht länger geworden. Es tat ihm leid, dass er sie nicht gefragt hatte, ob diese Sache mit dem genügend Wollen auch für Menschen galt, dann hätte er sich nämlich stärker um seinen linken kleinen Finger gekümmert, dessen oberes Glied krumm und nach innen gezogen war, als wollte der Finger sich zur Faust ballen. Auch was Eva betraf, wollte er wohl nicht stark genug, all die Stunden, die er am Fenster zubrachte, mit offenen Augen und gespitzten Ohren, reichten nicht, um sie zurückzubringen. Und nun plötzlich, Jahre, nachdem er aufgehört hatte, seine Sinne aufs äußerste anzu-spannen, würde sie zurückkommen, und nur sie und Gott wussten, woher.

»Sie hat dir dein Leben versaut, Adam«, hatte Eliane zu ihm gesagt, und er fragte sich, ob sein Leben beschissener war als das anderer Leute. Wenn man die grundlegenden Parameter abwog, die die Basis eines menschlichen Lebens bildeten, hatte seine Existenz mit einem riesigen Defizit begonnen. Schon im Mutterleib wurde er gezwungen, sich mit wenig zufriedenzugeben, er musste seinen Körper und seine Gliedmaßen zusammenfalten, damit sie in das enge Becken passten, und in flachem Fruchtwasser schwimmen, er musste sich mit sieben Schwangerschaftsmonaten begnügen, statt mit neun, wie sie Menschen zustehen, und mit einem Schlag auf die Welt kommen, mit einem spitzen, schnellen Schmerz und mit einem Gewicht von zwei Kilogramm. Eine Frühgeburt, deren Lungen noch nicht ausgereift waren, eine Frühgeburt, für die niemand die Vaterschaft übernahm, offenbar war der Vorfall, der ihn in Evas Gebärmutter gepflanzt hatte, beiläufig gewesen, eilig und ungeduldig. Eine Frühgeburt, bei deren Anblick die Frau, die ihn an seinem Inkubator besuchte, gähnte und Kaugummi kaute, als sie ihn durch die

durchsichtige Plastikwand betrachtete, unruhig ihre dünnen Beine bewegte, auf ihre Armbanduhr schaute, nach genau fünfzehn Minuten aufstand und ging, ihren ausgelutschten Kaugummi in den Aschenbecher drückte und sich auf der Treppe, die von der Frühgeburtenstation zum Ausgang führte, eine Zigarette ansteckte.

»Nicht ein Gramm Mütterlichkeit war an ihr, nichts. Jede Katze ist eine bessere Mutter als sie«, sagte Mama Ruth. Sie war die andere Frau, die zu Besuch an den Inkubator kam. Diejenige, die seufzte, ihn aus dem durchsichtigen Plastikbehälter herausnahm und fest an ihre schweren Brüste drückte, die ihre Lippen vor lauter Staunen öffnete und sie vor Erbitterung zusammenpresste.

»Sie hatte einen Defekt, verstehst du? Ihr Kopf war der Kopf einer Puppe, nicht der einer Mutter. Auch ihr Körper passte dazu, kein Bauch, kein Hintern. Nichts. Groß, flach, nur Haut und Knochen, und das Gesicht von einem frechen kleinen Mädchen.« An dem Tag, als seine Lungen nachgereift waren und er schreien konnte, kam Mama Ruth und holte ihn aus dem Inkubator und brachte ihn zu der ersten in der Reihe der Stationen, die er in seinem Leben kennen lernen sollte. »Dass sie Milch hatte, war ein Wunder. Vermutlich hat Gott Mitleid mit Frühgeburten, sonst wärest du schon fertig gewesen, bevor du angefangen hattest.« Auch die Sache mit dem Wetter schrieb sie Gott zu und sagte: »Der da oben hat seine Sonne versteckt und sie erst wieder angezündet, als du aus dem Brutkasten gekommen bist. Das war dein Glück. Ohne Sonne wärest du im Jerusalemer Winter ein tiefgefrorenes Hühnchen geworden.« An anderen Tagen, wenn sie auf Gott wütend war, leugnete sie seine Barmherzigkeit und sagte: »Der Himmel hat dich im Stich gelassen. Wenn dein Opa und ich nicht gewesen wären, hättest du ein kleines Grab bei den Kindergräbern bekommen. Keinen Tag hättest du durchgehalten.« Und Eva? Sie verschwand aus ihrer ge-

mieteten Wohnung, als er die Frühgeborenenstation verließ und seinen Weg in ihr Leben nahm. Mama Ruth, in der einen Hand ein Baby, wühlte mit der anderen in ihrer Tasche auf der Suche nach dem Schlüssel, sie öffnete die Tür, legte den Jungen in eine billige Bambuswiege, betrachtete seine durchsichtigen Augenlider, die in der Sonne blinzelten, und spannte einen blauen Seidenschal über die Wiege, um ihn zu schützen. Nach einer Stunde kam Eva herein und sagte, ein Baby, das sein Leben zwischen Bambusstäben und blauer Seide beginne, habe einen guten Blick auf die Welt. Sie nahm den Schal ab, betrachtete den Kleinen und sagte: »Das Ding da ist aus mir gekommen? Wirklich seltsam.« Er schrie, und sie nahm ihn heraus, schob ihr T-Shirt hoch und legte ihn an ihre kleine Brust, sie saß im Schneidersitz auf dem Teppich, stillte ihn und bedeckte ihre nackte Brust nicht, und Mama Ruth wandte das Gesicht zum Fenster und lauschte dem schmatzenden Saugen und wunderte sich, wie viel Milch in einer so unreifen kleinen Zitrone war. Dann kam Nachum, sein Großvater, Evas Vater, Mama Ruths Ehemann. »Setz dich, Papa«, sagte Eva und löste die geschwollenen Lippen des Babys von ihrer Brustwarze, ließ die feuchte Brustwarze nackt und unbedeckt und legte es an die andere Brust. »Nun, Papa, sag schon was«, sagte sie lachend, steckte sich eine Zigarette an und blies den Rauch über das Baby. »Was kann ich schon sagen?« Auch er schaute aus dem Fenster, verlegen zog er sich einen schäbigen Hocker heran, setzte sich und schaute weiter hinaus.

»Er war schamhaft, dein Opa. Weil sie halb nackt war, konnte er nicht hingehen und dich aus der Nähe betrachten, oder? Nie im Leben. Was hätte er also sagen sollen? Sie hat uns wirklich viel zu schlucken gegeben.« Mama Ruth erzählte ihm, wie sie damals beide dasaßen, mit dem Rücken zu ihm, die Blicke aus dem Fenster gerichtet, und der Rauch der Zigarette stieg zur Decke und löste sich über ihren Köp-

fen auf. Nachum sagte, der Rauch könne den Lungen des Babys schaden, und Eva sagte, im Gegenteil, Babys lernen, mit dem zurechtzukommen, was es gibt, und sie werden immun.

»Ihr könnt gehen, ich komme allein mit ihm zurecht«, sagte sie zu ihnen, und sie standen auf und gingen, und ihre Herzen waren wie ihre Schritte, pochend und schwer. Nachum fragte, wie viel Milch es schon in so etwas Kleinem geben könne. »Sie ist wie ein Kind«, sagte er, »woher soll sie Milch haben?« Und er hoffte, dass Gott, der in seiner Güte die ganze Welt nährt, sich auch des gerade geborenen Geschöpfes erbarme. Mama Ruth ärgerte sich, weil er nur nach der Milch fragte, und was ist mit ein bisschen Liebe für diese Frühgeburt? Und wenn Gott wirklich etwas für die Gesundheit dieses armseligen Frühchens tun wollte, warum hatte er es dann so eilig, es zwei Monate zu früh auf die Welt kommen zu lassen? Nachum sagte zu ihr, sie solle Gott in Ruhe lassen, und sie antwortete ihm, Gott sei nicht auf Fürsprecher angewiesen, und er sagte etwas zu ihr, und sie antwortete ihm, und so ging es, bis sie zu Hause ankamen. Mama Ruth verstand nicht, wie ein Frühchen, dessen Herz kleiner als eine Pekannuss war, es schaffte, Nachum Gott näher zu bringen und von ihr zu entfernen. Und als das Frühchen drei Jahre alt wurde, starb Nachum.

»Der Anfang deines Lebens war der Anfang vom Ende deines Großvaters«, sagte sie zu ihm, als er zehn war, und obwohl er nicht viel über den Beginn seines Lebens wusste, fragte er nichts. Er war der Meinung, für ihn sei Schweigen das Beste, damit sie keine Zuckungen auf der Stirn und um die Augen bekam, wie es immer geschah, wenn sie über ihre Zeit mit Nachum sprach. Der Vorfall, der sich ereignete, als er einmal mit ihr die Straße entlangging, hinter einem alten Ehepaar her, hatte ihm gereicht. Der Wind hatte an dem Kopftuch der Frau gerissen, und der Mann nahm die Zipfel und knotete sie unter ihrem Kinn zusammen. Mama Ruth

schnalzte mit der Zunge, bückte sich, als hätte sie einen Stein im Schuh, und starrte die Leute an. »Man könnte denken, Romeo und Julia«, sagte sie, und ihr Augenlid hob sich und sprang wie eine Laubheuschrecke. »Hast du das gesehen? Ich habe ihnen nur einen bösen Blick nachgeschickt, und schon ist mein Auge kaputt.« Sie kicherte und fuhr fort, ihre kaputten Augen auf die beiden Alten zu richten, und sie ließ sie nicht los, bis sie im Postgebäude verschwanden.

Sie beneidete alte Paare, die auf der Straße Arm in Arm liefen, die sich gegenseitig die Mäntel zuknöpfen, die geduldig zuhörten und langmütig schwiegen, als hätte irgendein Naturgesetz sie übersprungen.

Er wird nicht Arm in Arm mit Eliane gehen, wenn sie alt sind, weil sie jeder für sich alt sein werden. Eliane wird im Alter schöner sein, trotzdem werden sie nicht gemeinsam alt werden. Er hatte ihr nicht geantwortet, als sie fragte: »Nun, was wird aus uns beiden?« Was hätte er antworten können? Anfangs hatte er sie nur begehrt, danach hatte er sie auch geliebt, und heute war es ihnen angenehm, zusammen zu sein. Wie schön wäre es, wenn sie sich damit zufrieden geben würde, aber das tat sie nicht. Eine Linie der Entschiedenheit und des Grolls bildete sich zwischen ihren Augenbrauen, ihre Stirn und ihr Hals waren noch straff und glatt. In ein paar Jahren werden ihre Gesichtsmuskeln weicher werden, die Schärfe wird verschwinden.

Nun, da er sich die Gelassenheit vorstellt, die sie in einigen Jahren ausstrahlen wird, sehnt er sich nach ihr, und für einen Moment wünscht er sich, alt zu sein und ihr Schmetterlinge um den Hals zu hängen. Es ist ja nicht so, dass er sie nicht liebt, aber seine Liebe wird nicht für ein ganzes Leben reichen. Sein inneres Reservoir ist flach, es füllt sich langsam und wird schnell leer.

Das Meer rollt über den Strich, den der dürre Zweig gezogen hat, unterbricht ihn und füllt ihn mit Wasser, die Mutter

und der Junge sind zwei kleine dunkle Punkte am Horizont. Er hat Eliane nichts von dem Anruf seiner Mutter erzählt, er hatte getan, als wäre das Leben wie immer. Hätte er es ihr erzählt, hätte sie mit ihm geschimpft. »*You must face it*, Adam.« So ist sie, große Sprüche sagt sie auf Englisch. Mama Ruth erträgt es nicht, wenn man Hebräisch mit englischen Worten mischte – wie sehr hatte sie sich über seine Mutter geärgert, die ihm Lieder in einer fremden Sprache vorsang –, aber ihm ist es egal, in welcher Sprache das Leben gelebt wird. Er geht weiter, und das Meer streckt eine Wasserzunge aus und leckt seinen Schuh. Jetzt würde er Eliane gern umarmen, er würde sie in den Po kneifen und wegrennen, sie würde ihn mit ihrem schmalen Fuß zum Stolpern bringen, und beide würden sie in den Sand fallen, sich beschimpfen und herumwälzen. Wenn er ohne sie ist, spürt er größere Lust auf sie, als wenn er mit ihr ist. Wie bedauernswert war doch der Finger, den sie um den Stiel des leeren Weinglases gekrümmt hat, denkt er und sagt sich, er wird sie gleich anrufen. Er wendet sich zum Auto, um das Handy zu holen, und überlegt es sich anders, und der Sand bewahrt seine Fußabdrücke, die mal in die eine Richtung gehen, mal in die andere. Eine Möwe steigt kreischend auf. Ihre Schreie erinnern ihn an Dafi, die Tochter seines Onkels Amos. Sie hatte einmal gesagt, ihr Leben wäre spannender geworden, wenn sie Möwe heißen würde. Dreiunddreißig ist sie, auch ihr Hals ist glatt und gespannt, aber die Hüften sind nach zwei Kindern breit geworden und haben ihre Spannkraft verloren.

Von all seinen Cousins und Cousinen ist es nur Dafi, mit der er sein Leben bespricht, das reale und das, das er hätte haben können, nur mit ihr führt er Gespräche, denen man die Überschrift »Was sind wir und was ist unser Leben?« geben könnte. Mit ihren Brüdern Eran, Assaf und Momi hingegen wechselt er nur Worte über die Lage der Nation, er erkundigt sich, wie es ihnen geht, und Eran antwortet dann so

etwas wie: Hast du gehört, wie man diesem Araber eine Kugel in den Kopf gejagt hat?, und Assaf fügt hinzu, leider keine zwei, und Momi murmelt, egal, wie viele man ihnen reinjagen würde, das spielt keine Rolle, all diese Absperrungen sind beschissen, und die Lage ist beschissen, und von ihm aus sollen sie einen Staat haben, wenn wir sie nur endlich nicht mehr sehen müssen. Er weiß nicht, was er sie fragen würde und was sie ihm antworten würden, wenn der neue Nahe Osten kommen und die Palästinenser einen eigenen Staat haben würden, aber wie dem auch sei, vorläufig zeigt sich das Leben barmherzig und lässt ihn nur sehr selten mit Dafis Brüdern zusammentreffen, sie nehmen, wenn überhaupt, nur sehr wenig Platz in seinem Leben ein. Einmal hatte er geglaubt, nicht ohne sie auskommen zu können, jeden Schabbat hatte er sie am Hoftor von Mama Ruth erwartet und von Schabbat zu Schabbat gelebt. Sie kamen, und es kamen auch Ja'ara, Anat und Jael, die Töchter von Onkel Hillel, und er stand da und zählte die Ankommenden und war erst ruhig, als acht Kinder unter dem Baum saßen. Und so groß sein Glück bei ihrer Ankunft war, so groß war sein Unglück, wenn sie wieder gingen.

Damals hatte er große Hoffnungen auf die Ohrfeige gesetzt, die Dafi von ihrer Mutter bekommen hatte, weil sie ihre kleinen Brüder allein im Hof zurückgelassen hatte. Sie hatte ihre geschwollene Wange berührt und gesagt: »Was für ein Glück hast du doch, dass du keine Mutter hast«, und sich auf die Finger gespuckt und die Spucke auf der Wange verrieben, um sie zu kühlen, und dann hatte sie noch gesagt: »Ich wünschte, meine Mutter würde uns verlassen, wie deine Mutter dich verlassen hat, und wir würden alle bei Mama Ruth wohnen«, und daraufhin hatte sie sofort eine Ohrfeige auf die andere Wange bekommen. Zehn war er damals gewesen und hatte über die Möglichkeiten nachgegrübelt, wie alle vier Kinder von Amos mit ihm bei Mama Ruth leben